Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

sonderbaren Mannes, der nach und nach alle Bande abstreifte, die ihn an das Irdische gefesselt hatten, der in den kalten Winternächten, ohne den Frost zu spüren, beim Scheine eines Talglichts über seinen Büchern saß (denn die Gasleitung war ihm längst gesperrt worden!), und der, von geistiger Nahrung gesättigt, immer wieder zu vergessen schien, daß auch sein Körper nach Kost verlangte. In Reichenbachs Hof sprachen die Leute kopfschüttelnd davon, daß der Antiquar, seit er nicht mehr unter der Obhut der Nichte stehe, ganz und gar verkomme, und ein bekannter Buchhändler, der sich schon immer für den gelehrten Kollegen interessiert hatte, und dem die Not des Sonderlings zu Ohren gekommen war, besuchte ihn und händigte ihm eine größere Summe ein, die er als Betriebskapital betrachten und, wenn er es einmal zu einigem Wohlstand gebracht haben werde, zurückerstatten sollte.

Seyler nahm das Geld mit Dank an und verwandte es noch an demselben Tage zum Ankauf eines kompletten Exemplars von Bursians Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft.

Acht Tage darauf blieb eines Morgens das Lädchen geschlossen. Die Nachbarn, denen bekannt war, daß Seyler nie mehr in seine Wohnung hinaufging, sondern Tag und Nacht in dem Gewölbe hauste, verständigten die Polizei. Man erbrach die Ladentür und fand den Bücherfreund, in seinen alten Lodenmantel gehüllt, tot an dem Tische sitzend, auf dessen Platte noch die Spuren eines gänzlich herabgebrannten Lichts zu bemerken waren. Seine Hände umklammerten die Ars amandi des Ovid, das Haupt war auf die Brust gesunken, aber auf dem bleichen Antlitz mit den unter den Brillengläsern halb geschlossenen Augen lag ein Schimmer stiller Seligkeit.

Der Arzt, der die Leiche untersuchte, stellte als Todesursache Entkräftung infolge mangelhafter Ernährung fest. In der Ladenkasse jedoch entdeckte man noch fünfundsiebzig Pfennig — und das ist das Allerwunderbarste an dieser Geschichte!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der „Deutsche Tag" in Bromberg und die Polenpolitik. Der Katholikentag in Würzburg. Der Kaiser in Hannover und in Westfalen. Die Bewegung für Wahlrechtsänderung in Sachsen und in Preußen. Marokko. Die Lage der amerikanischen Union.)

Von den vielen Kongressen, die in diesen Wochen auf deutschem Boden tagten, wollen wir außer dem Sozialistenkongreß, von dem schon die Rede gewesen ist, noch den „Deutschen Tag" in Bromberg am 17. August und den Katholikentag in Würzburg hervorheben. Jener war ein erfreulicher Beweis davon, daß das Deutschtum der Ostmarken sich auf sich selbst und seine nationalen Pflichten besinnt und gewillt ist, mit der Regierung zusammenzuarbeiten, aber nicht alles von ihr allein zu erwarten. Ob alle die in Bromberg angenommnen Resolutionen beifallswürdig oder ausführbar sind, wollen wir hier nicht erörtern; die Hauptsache ist, daß die Versammlung im ganzen mit der bisherigen Polenpolitik der Regierung einverstanden ist und keine Umkehr wünscht, wie manche ernste Politiker empfehlen, indem sie die völlige Erfolglosigkeit dieser Politik behaupten. Ob ein solches Urteil auch gegenüber dem ausführlichen Bericht, den jüngst die Ansiedlungskommission über ihre zwanzigjährige Tätigkeit (seit 1886) in Posen und in Westpreußen erstattet hat, aufrechterhalten werden kann, ist doch sehr zweifelhaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jedenfalls ist das Deutschtum in diesen Provinzen wesentlich gestärkt, sein Rückgang zum Stillstand gebracht, der Wohlstand und die Steuerkraft gerade der Ansiedlungskreise wesentlich gesteigert worden. Daß das Polentum diese ganze Politik als eine große Härte empfindet, ist selbstverständlich, daß die Polen durch die deutsche Schulsprache nicht germanisiert werden, ebenso sicher. Aber die, die der Regierung eine Umkehr empfehlen, mögen doch erst sagen, wie sie sich eine solche im gegenwärtigen Augenblicke denken, und wie diese ohne die schwerste Schädigung der Regierungsautorität, und ohne die dortigen Deutschen vor den Kopf zu stoßen, möglich sein soll. Wir befinden uns dort eben in einem Kriegszustande; wir können das materiell und kulturell durch den deutschen Staat außerordentlich gehobne Polentum mit den Mitteln, die dem modernen Rechtsstaate zur Verfügung stehn, ebensowenig bewältigen wie jemals aus diesen längst halbdeutschen Landschaften wieder weichen. Es gibt nur ein Mittel, dem Kriegszustande ein Ende zu machen, nämlich den ehrlichen Verzicht der Polen auf ein Polenreich, das Posen und Westpreußen mit umfaßt, ihre Anerkennung eines historisch gewordnen, mehr als hundertjährigen Zustandes, der zum guten Teil durch die Unfähigkeit und die Selbstsucht des polnischen Adels und den Zwang der geographischen Lage herbeigeführt worden ist, diese Gebiete aber auch der Kultur erst gewonnen hat.

Eine Woche nach dem „Deutschen Tage" in Bromberg trat die vierundfünfzigste Generalversammlung der deutschen Katholiken in der alten Bischofsstadt Würzburg zusammen. Ein solches offnes Bekenntnis Tausender von gebildeten Männern zu einer bestimmten geschlossenen Weltanschauung hat unleugbar etwas Imposantes, man mag zu dieser selbst stehn, wie man will. Jedenfalls brächten die Anhänger keiner andern Weltanschauung eine derartige Kundgebung fertig, am wenigsten die der modernsten naturwissenschaftlichen Dogmatik, und der Politiker hat mit Wirklichkeiten, nicht mit bloßen Möglichkeiten, mit der Stärke und nicht mit der Schwäche zu rechnen. Bezeichnenderweise war von der gerade in Würzburg entstandnen Bewegung für die Revision des Index mit keiner Silbe die Rede, schon weil sich die theologische Fakultät der Universität völlig zurückhielt; alle Wortführer und ihnen folgend die ganze Versammlung bekannten sich zu der päpstlichen Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens und der Lehre und zeigten damit, daß, wie vorauszusehen war, jene Revisionsbewegung, die doch schließlich auf einer schüchternen Betonung des Rechts zu freier Forschung beruht, in den katholischen Massen gar keinen Boden hat. Der monumentale Satz des Präsidenten Fehrenbach im Schlußwort: „Die Forschung ist Sache der Wissenschaft, aber die Entscheidung ist Sache des kirchlichen Lehramts" fand stürmischen Beifall. Dafür forderte der Historiker Martin Spahn aus Straßburg, daß die Universitäten überhaupt eine auf christlicher und deutscher Grundlage beruhende Weltanschauung vermitteln müßten, was vielen der dort lehrenden Herren als eine sonderbare Zumutung erscheinen wird. Daß man sich für die konfessionelle Volksschule aussprach, war selbstverständlich und ist nicht nur eine katholische Forderung; auch dem wieder aufgestellten sozialen Programm kann man im ganzen zustimmen. Eine entschiedne Änderung gegen früher bezeichnete es, daß diesmal die Forderung der „territorialen Unabhängigkeit" des Papsttums nicht wiederholt, sondern nur seine finanzielle Unabhängigkeit als unentbehrlich bezeichnet und demgemäß zur reichlichen Spende des Peterspfennigs ermahnt wurde. Eigentliche Polemik gegen den Protestantismus wurde vermieden, er wurde vielmehr in seinen Leistungen anerkannt, wenngleich natürlich der Katholizismus als die allein richtige Auffassung des Christentums gepriesen und die Los-von-Rom-Bewegung zugleich abfällig kritisiert und als in der Abnahme begriffen bezeichnet wurde; denn treues Festhalten an Rom war der Grundton des ganzen Katholikentages. Sympathisch berührte das unumwundne Bekenntnis zu

deutsch-nationaler Gesinnung, denn man hat kein Recht, an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln (obwohl taktische Rücksichten dabei mitgespielt haben mögen), man müßte denn liberal und deutsch-national für identisch halten.

Wie mächtig sind doch die grundsätzlichen Gegensätze im deutschen Leben, die in diesen Wochen wieder zutage getreten sind: Sozialdemokratie und Katholizismus, Deutsche und Polen, von den eigentlich politischen Parteien noch ganz zu schweigen. Kein großes Kulturvolk ist nur entfernt in einer ähnlichen Lage. Und das alles muß zusammengehalten werden, wenn die Nation bestehn soll. Um so wichtiger ist es, wenn ihr lebendiges Zentrum, ihr Oberhaupt, der Kaiser, von Zeit zu Zeit besonders stark hervortritt, wie es in diesen Tagen zuerst in Hannover, dann in Münster geschehn ist, dort in einer neu erworbnen Provinz, wo immer noch das schwindende intransigente Welfentum einer kleinen Gruppe, von der die große Mehrheit der Bevölkerung längst nichts mehr wissen will, ihre vorsintflutlichen Anschauungen zu Markte trägt, hier auf einem altgeistlichen Boden, in einer streng katholischen Bevölkerung, die lange dem preußischen Staate abgeneigt gegenüberstand, weil sie keinen Staat, sondern nur eine Mutter Kirche kannte. Seitdem haben diese tapfern, zähen Niedersachsen, der Stamm, der im zehnten Jahrhundert unter den Ottonen die stärkste Stütze der Reichsgewalt war, im elften Jahrhundert unter Heinrich dem Vierten ihr schlimmster und hartnäckigster Feind wurde, die deutsche Reichseinheit unter preußischer Fahne mit erstreiten helfen.

In der Debatte über die sächsische Wahlrechtsfrage ist die Regierung jetzt aus ihrer Neutralität insofern herausgetreten, als ihr offiziöses Organ, die Leipziger Zeitung, zuerst erklärt hat, sie halte an den Grundlagen des Entwurfs „unentwegt" fest, ohne eine Erörterung von Einzelheiten abzulehnen. Seitdem hat das Blatt auch einige charakteristische Kundgebungen konservativer Blätter abgedruckt, die allerdings zeigen, daß die ablehnende Haltung der bisherigen konservativen Führer keineswegs von der ganzen Partei geteilt wird. Das alles kommt natürlich bei den bevorstehenden Landtagswahlen einigermaßen den Liberalen zugute, die bis jetzt in der zweiten Kammer zu einer ohnmächtigen Minderheit verurteilt waren. Auch die Mittelstandsvereinigung und der große Verband der sächsischen Industriellen haben sich jüngst grundsätzlich für die Wahlrechtsvorlage ausgesprochen, von der sie eine gerechtere Berücksichtigung ihrer Interessen erhoffen. So wird die Landesversammlung der konservativen Partei, die Mitte September stattfinden soll, vor einer schon wesentlich geklärtern Situation stehn. Soviel steht wohl schon jetzt fest: nur irgendwelcher Partei zuliebe werden sich die sächsischen Wähler nicht in Bewegung setzen, sondern zum Besten des Landes. — In dem Streit um die Demokratisierung des preußischen Landtagswahlrechts erheben sich jetzt auch im Freisinn beachtenswerte Stimmen, die die radikale Forderung des Reichstagsstimmrechts verwerfen und für einen Kompromiß eintreten, weil die Fortsetzung jener Agitation den konservativ-liberalen Block im Reichstage zu sprengen drohe, der doch aus nationalen Gründen unentbehrlich sei, damit nur die Geschäfte der Sozialdemokratie und des Zentrums besorge und den Liberalismus zur Unfruchtbarkeit und Erstarrung verurteile, aus der er eben nach langem Schlafe glücklich erwacht sei. Gewiß, je maßvoller der Liberalismus auftritt, je weniger er die historischen Bedingungen unsers vielgestaltigen, von den mannigfaltigsten Kräften bewegten und erhaltnen Staatslebens verkennt, desto mehr hat er Aussicht, die liberalen Ideale zu verwirklichen, deren es bedarf, um einer neuen Zeit zu genügen.

In Marokko hat sich die Lage nur insofern verändert, als der neu ausgerufne Sultan Muley Hafid in immer weitern Kreisen des Landes Anhang und Anerkennung findet. Ist er wirklich geneigt, mit den Fremden über eine Entschädigung zu verhandeln, und kann er diese Absicht gegenüber der Stimmung seiner Untertanen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirklich durchführen, so wäre damit eine Aussicht auf eine raschere Beilegung des ganzen Konflikts eröffnet, denn um den „legitimen" Sultan Abdul Asis würden sich dann die Mächte wohl wenig kümmern.

Während in Europa die internationalen Verhältnisse an einem gewissen Ruhepunkte angelangt sind, entwickeln sich auf der andern Hälfte der Erdkugel merkwürdige Dinge, die nicht gerade auf eine friedliche Zukunft hindeuten. Die Beziehungen der Union zu Japan sind und bleiben gespannt, und es ist kein Beweis dagegen, daß die anfangs angekündigte, dann wieder abgeleugnete Entsendung der nordamerikanischen Schlachtflotte nach dem Großen Ozean doch noch stattfindet, und daß von der Befestigung Hawais, der Philippinen und der amerikanischen Ostküste die Rede ist. Die große Bundesrepublik hatte bisher im politisch-militärischen Sinne keine Nachbarn; Kanada wäre ihrem Angriff gegenüber zu Lande wehrlos, und Mexiko ist erst unter Porfirio Diaz zur Konsolidation gelangt, hat aber Mühe, gegen das Übergewicht des nordamerikanischen Kapitals seine wirtschaftliche Selbständigkeit zu behaupten. So hat denn die Union bisher niemals ernsthafte Landkriege zu führen gehabt und ist darauf auch gar nicht eingerichtet. Mit Milizen und Freiwilligen gewinnt man gegen reguläre Heere vielleicht Schlachten, aber keine Feldzüge, und die stehende Armee des Bundes ist dazu viel zu schwach, wenn sie auch stark vermehrt worden ist. Seitdem nun die Union mit der Okkupation der spanischen Antillen und der Philippinen über ihren natürlichen Machtkreis hinausgegriffen hat, zum „Imperialismus" übergegangen ist, hat sie sich in der jungen japanischen Großmacht mit ihrem gewaltigen siegreichen Heere und ihrer starken Flotte, die die größte Seeschlacht seit Trafalgar geschlagen und gewonnen hat, einen höchst gefährlichen und ehrgeizigen Nachbarn selbst geschaffen. Mag sie ihm zur See gewachsen sein — noch fehlen freilich die Proben, da die Siege über die veraltete, schlecht gerüstete spanische Flotte nichts bedeuten —, zu Lande kann sich die Union heute ganz gewiß nicht im entferntesten mit den Japanern messen. Um das zu können, müßte sie eine stehende Armee von ein paarmalhunderttausend Mann aufstellen, da die jetzige kaum ausreicht, um kleine Expeditionen, wie die kubanische, zu unternehmen und die beabsichtigten Küstenbefestigungen angemessen zu besetzen. Daß eine stolze, kräftige, reiche und energische Bevölkerung von 80 Millionen das alles mit Leichtigkeit leisten könnte, wenn ihr die nötige Zeit bleibt, ist unzweifelhaft. Aber eine solche starke Armee, die doch Bundessache sein müßte, würde die Bundesgewalt ungeheuer verstärken (Milizen und Freiwillige sind bekanntlich Sache der Einzelstaaten) und der demokratischen Verfassung und Sitte innerlich widersprechen, weil sie ohne einen straff militärischen Geist der Unterordnung und des Gehorsams undenkbar ist. Zugleich ist diese demokratische Gesellschaft in der dringendsten Gefahr, wirtschaftlich und dadurch auch politisch unter die Oligarchie einer Anzahl von „Milliardären" zu geraten, die gerade aus der absoluten demokratischen Freiheit des wirtschaftlichen Lebens erwachsen sind und mit ihren „Trusts" die Eisenbahnen des ungeheuern Landes und den Handel mit seinen wichtigsten Produkten unbedingt beherrschen. Daß der Präsident Theodor Roosevelt, einer der bedeutendsten, die jemals die Union gelenkt haben, energisch in dem Kampf gegen die korrumpierende Macht der „Trusts" auftritt und schon alle die Eisenbahnen, die das Gebiet mehrerer Staaten berühren, unter eine gewisse Aufsicht der Bundesgewalt gestellt hat, bedeutet offenbar eine Stärkung dieser Gewalt, also der Staatsgewalt überhaupt, die hier denselben Kampf mit dem privaten Großbesitz führt, den die deutschen Monarchien seinerzeit mit den feudalen Großgrundherrschaften zu führen gehabt haben. Unter dem doppelten Drucke dieses Kampfes gegen die Trusts und der veränderten internationalen Lage, die sie zu einer aktiven auswärtigen Politik großen Stils zwingt, geht die Union wahrscheinlich großen innern Veränderungen entgegen. Es kann kommen, wie in den Grenzboten schon vor Jahren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesagt worden ist, daß sie vor die Wahl gestellt wird, ob sie ihre Demokratie in den alten Formen oder den Imperialismus aufgeben will. *

Die Polennot im deutschen Osten. Unter diesem Titel hat W. von Massow die zweite, völlig umgearbeitete Auflage seines vor vier Jahren zum erstenmale erschienenen Buches veröffentlicht (Berlin, Alexander Duncker, 1907, 428 S.). Er kommt damit einem lebhaft empfundnen Bedürfnis entgegen. Denn die Polengefahr in unserm Osten ist eine allgemeine nationale Angelegenheit, nicht nur eine preußische; diese Landschaften sind uns ebenso unentbehrlich wie Elsaß und Lothringen. Von diesem Standpunkte aus, der noch keineswegs allgemeine Anerkennung gefunden hat, am wenigsten im Westen, wo man vom Osten viel zu wenig weiß und ihn selbstgenügsam womöglich als ein halbbarbarisches Land betrachtet, beleuchtet Massow zuerst die Entwicklung der Polenfrage und des polnischen Volkstums unter preußischer Herrschaft, sodann das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen in diesen Provinzen, die allgemeinen Grundsätze der preußischen Polenpolitik und die Stellung der verschiednen Elemente des Staats (der Parteien, des Beamtentums, des Heeres) zu ihr, die wirtschaftlichen Maßregeln gegen das Polentum, namentlich die Ansiedlungspolitik und ihre Ergebnisse, endlich die besonders hitzig umkämpfte Sprachenpolitik, alles mit eindringender, aus langen Studien hervorgegangner Sach- und Geschichtskenntnis. Als Resultat ergibt sich ihm die unbedingte Notwendigkeit, in der einmal eingeschlagnen Richtung energisch und ruhig weiter fortzugehn, denn es handelt sich um „ein Gebot der Selbsterhaltung für unser Volk und unsern Staat". „In der Bereitwilligkeit, an der Erhaltung aller seiner Kräfte zu arbeiten, liegt für ein Volk die wahre Gerechtigkeit und Humanität." Das absprechende Urteil des Auslands, auf das sich die Gegner dieser Polenpolitik gelegentlich berufen, darf uns darin nicht irre machen; in solchen Fragen muß jedes Volk selbst am besten wissen, was ihm frommt, mag es den Fernerstehenden human und liberal erscheinen oder nicht. Vollends wir Deutschen in unsrer eingeengten zentralen Lage sind wirklich nicht imstande, in Grenzprovinzen, die wir absolut brauchen, ein fremdes, uns feindseliges Volkstum, das sich von unserm Staatswesen losreißen will, übermächtig werden zu lassen. Die Irländer sollten nur etwas Ähnliches wieder versuchen! *

Kunst-Wanderbücher. Gerade in den Tagen, wo in Nr. 24 der Grenzboten Joseph Aug. Lux über den Kunstgenuß auf Reisen schrieb und zutreffend bemerkte, daß keins der üblichen Reisehandbücher den Bedürfnissen einer echten Kunstbetrachtung und Reisebeobachtung entspräche, ist ein Buch*) erschienen, das den von Lux geforderten Ansprüchen zu genügen imstande ist und mit Freuden begrüßt werden darf. Die Bändchen wollen eine Anleitung zu Kunststudien beim Spazierengehn geben und sind deshalb außer mit je 24 eignen Aufnahmen des Verfassers mit 16 leeren Seiten für Bemerkungen und Skizzen versehen.

Der bekannte, in Altona an der Kunstgewerbeschule tätige Verfasser hat dieselbe Empfindung wie Lux über die Reisehandbücher gehabt und sagt deshalb im Vorwort, daß seine Kunst-Wanderbücher zu jenen Seitenstücke sein sollen, die durch die deutsche volkstümliche Kunst Führerdienste leisten und zum eignen Sehen, Verstehn und Liebgewinnen auf Reisen und beim Wandern anregen möchten. Sie wollen dazu beitragen, einen festen, in Heimatsinn und Heimateigenart wurzelnden Untergrund für eine frische, natürliche, bodenständige, volkstümliche Kunst zu schaffen, und weisen uns zu diesem Zwecke, wie Lux es selbst ausdrückt, auf zahllose künstlerische Schönheiten,

*) Kunst-Wanderbücher von Oskar Schwindrazheim. 3 Bändchen. Hamburg, Gutenberg-Verlag von Dr. Aug. Schulze, 1907. Preis geh. je 1 Mark 20 Pf., geb. je 1 Mark 80 Pf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die sich auf dem offnen Lande, in der eignen und in der fremden Stadt, auf denselben Straßen und Wegen, die wir sonst achtlos Tag für Tag gegangen sind, vor den gleichsam magisch gewordnen Blicken auftun.

Schwindrazheim beginnt seine Kunst-Wanderung in unsrer Vaterstadt und gibt danach dem ersten Bändchen den Untertitel Unsre Vaterstadt. Wir müssen uns zunächst nach dem Grundriß unsrer Stadt umsehen, sodann die Gesamtansicht von verschiednen Standorten betrachten und gehn demnächst in die Stadt selbst, wo es alte und neue Stadteingänge, alte Stadttore und Mauern neben neuen Eingängen, alte und moderne Straßen und Plätze sowie alte und neue Stadtteile gibt. Auf alle diese Gegenstände werden wir aufmerksam gemacht; es werden Vergleiche zwischen dem Einst und Jetzt, den Vorzügen der alten und den Nachteilen der neuen Straßen und umgekehrt angestellt und Geschmacklosigkeiten ebenso wie Schönheiten gebührend klargelegt. Und alles ist so handgreiflich und lebendig geschildert, daß man wirklich glauben möchte, es sei die eigne Vaterstadt, die zum Muster genommen worden ist.

Von der Straße geht der Verfasser zu den Bürgerhäusern über und stellt wiederum die alte und die neue Bauweise einander gegenüber: die Grundrisse, die Stilarten bis auf die Türen, Fenster, Läden, die Schilder und Hauszeichen. In ähnlicher Weise werden die öffentlichen Gebäude, die Denkmäler, Brunnen, Gärten, Friedhöfe, die Wagen, Trachten und ähnliche Sachen behandelt und zugleich viele neue Anregungen gegeben, wie unbeschadet der Errungenschaften der Gegenwart so manches Gute aus der Vorzeit erhalten werden kann. Die Abbildungen sollen zur Erläuterung dienen; sie zeigen uns Stadttore, Gäßchen aus alter Zeit, Schindelhäuser, Rokokohäuser, Tore und Türen, Fachwerkgebäude, Wirtshausschilder, Kirchen und Kirchhöfe u. a. Sie sind zumeist Hessen-Nassau und Unterfranken entnommen und sehr deutlich in dem photographischen Plattenformat 6×9 ausgeführt.

Der zweite Band mit dem Untertitel Stadt und Dorf leitet von dem Studium der Vaterstadt zum Studium der Fremde über, und zwar fremder Städte und Dörfer. Auch hier sind es die Eigentümlichkeiten der Straßen und der Plätze sowie der Befestigungen und der Häuser, auf die unser Augenmerk gelenkt wird. Dann aber sind die Hausstudien im Dorfe sehr ausführlich behandelt worden; auf die Frage, ob es im Bauernhause überhaupt einen Stil gibt, antwortet der Verfasser, daß er sich nur in Kleinigkeiten, zum Beispiel in Ornamenten den Forderungen der historischen Stile anbequemt, im großen und ganzen sich aber wenig darum gekümmert habe, ob die französische Gotik oder italienische Renaissance oder das französische Barock in Deutschland Schule machte, daß es aber trotzdem eine ganz überraschende Vielartigkeit der Bauernhäuser auf deutschem Boden gäbe, über die wir noch bei weitem nicht genügend unterrichtet seien. Sehr beachtenswert ist, was über die Dorfkirchen und Friedhöfe gesagt wird. Urwüchsig Eignes vereint sich da oft mit dem von außen herkommenden Vorbilde zu eigenartigen, einmal drolligen, ein andermal fein vornehmen, ein drittesmal zu ehrwürdigen oder zu barocken und andern Gestaltungen von vielfach hohem malerischem Reiz. Allerlei Bauweisen kann man an den Dorfkirchen beobachten; Bauten aus farbigen erratischen Blöcken bis zur Turmspitze, Holzkirchen, Fachwerkbauten mit allerlei Türmen und Hauben, Kirchen mit Befestigungsanlagen, Türme, auf alten Römerbauten errichtet, oder auch ganz kalte, stimmungslose, schablonenhafte rote gotische Backsteinkirchen ohne den leisesten Versuch, an den alten, aus der Gemütsart der Bewohner, dem landesüblichen Baumaterial und den natürlichen Bedingungen hervorgegangnen Kirchentypus der Gegend anzuknüpfen. Die Abbildungen des zweiten Bandes zeigen Stadteingänge, Bauernhäuser, Dorflinden, Kirchen, Glockentürme u. a. in derselben saubern Ausführung wie im ersten Bande. Man könnte meinen, daß damit nun der Stoff erschöpft sei, wenn Stadt und Land hinsichtlich der Volkskunst geschildert worden sind. Dem ist aber

nicht so; es gibt noch ein drittes: das ist die freie Natur, die zwischen Stadt und Dorf liegt. Und deshalb betitelt Schwindrazheim das dritte Bändchen: In der freien Natur. Für die meisten Leser bringt gerade dieser letzte Teil ganz neue Gedanken zur Sprache, die in der Regel nicht beachtet werden und doch von großer Wichtigkeit sind für einen richtigen Genuß der Landschaft. Da sind Studien über die Perspektive, über die Spiegelung, über die Beleuchtung, über Licht und Schatten, Farben, über die Linien der Landschaft zu machen; es ist zu beachten, von welchem Standpunkt aus die Landschaft gesehen, ob sie von Bäumen eingerahmt und von der Sonne beschienen wird, ob sie am Hange eines Berges in voller Beleuchtung liegt oder ein Wolkenschatten den Hintergrund verschleiert: kurz für eine ganze Reihe von Merkmalen, die sonst nur für Maler von Wichtigkeit sind, öffnet das Buch dem einfachen Wandrer die Augen, um die Wanderung möglichst genußreich und gewinnbringend zu machen. In Anknüpfung hieran werden die Maltechniken und die Naturstudien des Plastikers, des Kunstgewerblers und des Laien besprochen und durch Abbildungen erläutert.

Die Kunst-Wanderbücher haben für unsre Bestrebungen auf dem Gebiete der Heimatkunde und Heimatkunst einen ganz besondern Wert, weil sie ohne jede Vorbereitung von jedem einzelnen auf ihre Richtigkeit geprüft werden können. Man braucht nur auf die Straße oder vor die Stadt zu gehen, dies oder jenes Kapitel durchzulesen und dann selbst zu beobachten und die Augen richtig aufzumachen. Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf Gegenstände, seien es Bauten oder Naturgebilde, die wir nach den Schwindrazheimschen Bemerkungen ganz anders zu beurteilen vermögen wie vielleicht bisher. Und darin liegt eben der große Gewinn und die Freudigkeit, etwas selbst zu sehen und zu entdecken, was man früher nicht beobachtet hat. R. Krieg

Noch einmal die von Garibaldi erbeutete Fahne. Auf Seite 324 der Nr. 32 heißt es mit Bezug auf „die" Fahne des 61. Regiments: „Tags darauf von den Freischärlern gefunden, wurde sie später von Garibaldi in ritterlicher Weise an das Regiment zurückgesandt, da sie nicht im Kampfe selbst erobert worden sei." Hierzu muß bemerkt werden, daß es sich nicht um „die" Fahne, sondern um eine der drei Fahnen des Regiments, nämlich um die des II. Bataillons handelt. Ferner hat Garibaldi diese Fahne nicht dem Regiment zurückgeschickt, sondern sie ist nach vielen Irrfahrten dem Invalidendom überwiesen worden, wo sie sich zusammen mit der bei Vionville—Mars la Tour genommenen Fahne des II. Bataillons Regiments 16 noch befindet. Also II./16 und II./61, nur die Zahlen umgestellt.

Garibaldi hat übrigens in der Tat ritterlich gehandelt. Er ließ, wie die Geschichte des Regiments 61 schreibt, am 24. Januar, also am Tage nach dem Gefecht, „durch einen zu diesem Zweck abgesandten Parlamentär den General von Kettler benachrichtigen, daß soeben die Fahne des II. Bataillons in der Nähe des Fabrikgebäudes von Arbeitern aufgefunden sei, zerschossen, zerfetzt und von Blut überströmt, unter einem Hügel von Leichen". Durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 9. August 1871 wurde dem Bataillon „in Anerkennung der bewiesenen Tapferkeit" eine neue Fahne verliehen. Am Ende des Bandes der Kriegsdenkmünze von 1870/71 befindet sich eine Quaste der Banderole der alten Fahne. Diese Quaste ist während des Aufenthalts des Regiments in Dijon im Besitz von Arbeitern gefunden und von Oberst von Wedell für das Regiment zurückerworben worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG